

Roman Gedenksendungen zum 40. Jahrestag von Woodstock lassen bei einem Freundestrio Erinnerungen aufkommen – ein zitatreiches, kluges Buch

In die frühere Tonspur zurückfinden

Friederike Kretzen: Natascha, Véronique und Paul. Stroemfeld, Frankfurt a. M. 2012. 210 Seiten, Fr. 28.90.

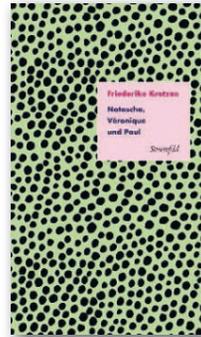
Von *Andreas Nentwich*

Sie träumen von einer Welt, die durch Dialoge in französischen Filmen umschrieben werden kann und in der das Theater alle Verhältnisse utopisch durchdringt. Sie sind Mitte Zwanzig und wie alle, die zum ersten Mal an die Fleischtöpfe des Kulturbetriebs gelassen werden: berauscht von der eigenen Jugend, Schönheit, Kraft und Intelligenz. Und sie sind traumwandlerisch entschlossen, die politische und kulturelle Deutungshoheit zu erobern.

Drei von ihnen hat die 1956 geborene Friederike Kretzen, die schon lange als freie Schriftstellerin in Basel lebt, in den

Kölner Sommer des Jahres 1982 geschickt: Natascha, Paul und Véronique, letztere als ein Alter Ego, das gerne zartknochig wäre, schwarzäugig und französisch leicht, was sie in diesem Sommer der erfüllten Imaginationen auch ist. Aber in Véronique steckt eben auch eine deutsche Friederike, der die Hochgestimmtheit von damals immer Richtmass der wahren Empfindung war. Sie will es ja festhalten, das «Etwas» dieses Sommers, «ohne das wir nicht würden leben können». Aber dann leben sie doch, machen Karriere oder keine, und beinahe dreissig Jahre vergehen, bis die Initialzündung sich einstellt als Begräbnis erster Klasse.

Begraben wird Woodstock, in den Gedenksendungen zum vierzigsten Jahrestag im August 2009. Plötzlich lässt sich antrailer, in Geschichtchen zerlegen und verschulfunkeln, was das «Wir»



einer ganzen Generation ausmacht, weil es ihr die Luft zum Atmen und den Sound der Freiheit gegeben hat: «Hendrix und Joplin, die beide schon tot waren, als ich ihre Musik das erste Mal hörte, das waren eben wir, das hörten wir sofort.» Damit ist klar, wohin dieser Sommer geschrieben werden muss: hinein ins Nicht-Endende, um die tödlichen Fallen des Anekdotischen herum, und zugleich irgendwie doch auf einen klaren Abschluss hin, damit sein Bann gebrochen wird.

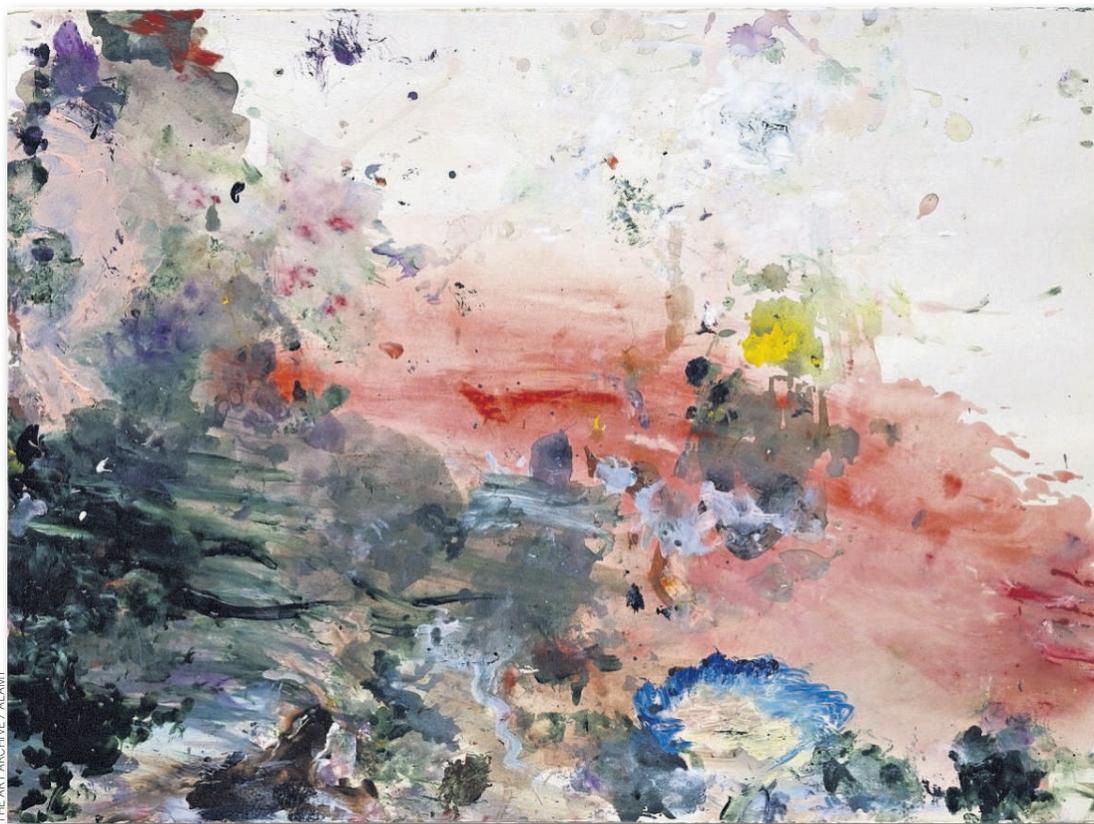
Und so setzt ein Erzählen ein, das alles will, nur nicht im «So war es» verkarsten. Es fliegt mit den Vögeln und den Wolken, setzt sich rasch entschlossen – schnell mal Frankreich tanken! – auf Autobahnen und ins Flugzeug: nach Woodstock! In der Flucht der Wörter sinken die Schwellen zwischen Kino und Wohnküche, Engeln und armen Junkies, verzittertem Schwimmbadgeschrei und de Chirico-Traum, romantisch durchdringen einander die Sphären. Wind, Licht, Tauben, Spatzen, Flimmern über der Rheinebene und die orangen Leuchten der belgischen Autobahn über einer nächtlichen Fahrt nach Paris, sie sagen: «Sommer».

Véronique, eine Scheherazade der Wiederholungen, greift nach allem, was klingt, um in die Tonspur von damals zurückzufinden, in die beflügelte Unrast dreier Mittzwanziger und dem, was hinter ihr war: das Nichteinverständensein mit allem, was vor ihren Augen resignierte, ihre Utopien verriet, ja in gewisser Weise sie selbst, die nun einmal zu spät geboren waren für die Aufbrüche, die unter der grossen Flammenschrift «68» standen. Ein Verrat war der Tod ihres Idols Rainer Werner Fassbinder; ein Verrat waren die Tode, sowohl jene, die in den Theaterstücken gestorben wurden, die sie probten, wie auch jene in den Filmen, die die ihren waren: Wim Wenders' «Stand der Dinge», Chabrols «Elf Uhr nachts», der nicht genannt wird, aber erzählt und zitiert.

Zitiert wird überhaupt ohne Ende, direkt und indirekt, Rekurse stecken in diesem Buch wie in einer Schachtelpuppe. Es ist randvoll mit der linken Ikonografie der alten Bundesrepublik. Und wenn Véronique einmal nicht aufpasst, verheddert sie sich als Friederike in Flügelkämpfe von 1982, leitartikelt und teilt Zensuren aus. Aber meistens macht ihr Erzählen doch eine schöne Figur, auch am Ende, wenn das Trio das reale Woodstock – zum Glück – nicht erreicht hat, und in New York eine Realität sich seiner bemächtigt, die nicht artistisch, sondern durch Handeln und politische Einmischung verändert sein will.

Da ist dieses kleine Abenteuer der Sprache allerdings schon an sein Ziel gekommen, und wir wissen, dass es in der Kunst nur darum gehen kann, aus dem Vergänglichen das Glück, die Wut und die Sehnsucht zu lösen und unsterblich zu halten. ●

Malerei aus 200 Jahren Die Vorzüge des Alters



Wer älter wird, kann gelassener werden, heisst es. Das gilt auch für die Kunst. Die Positionen sind abgesteckt, was noch kommen mag, ist Zugabe. Das schafft Freiraum, Neues zu wagen. Wie sich die Lockerheit auswirken kann, zeigen die Spätwerke von drei Malern aus 200 Jahren. William Turners Farbnebel werden zunehmend atmosphärischer und öffnen das Bildfenster zur Abstraktion. Claude Monet erobert mit den Bildern seines Seerosenteiches der Landschaftsdarstellung das grosse Format der alten Historienmalerei und weitet das einzelne Bild zu einem installativen Panorama. Cy Twombly lässt in seinen emphatischen Farberuptionen das Explosive

des Abstrakten Expressionismus nachklingen und schafft atmosphärische Räume für Landschaft und Geschichte der antiken mittelmeeischen Welt. Sein Gemälde «Ohne Titel» (siehe oben), Porto Ercole 1987, ist so ein Werk voller subtiler Farbkontraste und dramatischer Bewegungen. Der Engländer, der Franzose und der Amerikaner finden in diesem Band zusammen und profilieren die Unterschiede mindestens so sehr wie die Gemeinsamkeiten ihrer Kunst. Wo Malerei Souveränität gewinnt, verbindet sie am meisten. Gerhard Mack Turner, Monet, Twombly. Hatje Cantz, Ostfildern 2012. 272 Seiten, 151 Abbildungen, Fr. 53.90.